

Im ersten Abschnitt rechtfertigt R. die Verbindung zwischen Vergangenheitspolitik und Erinnerungs- bzw. Identitätsarbeit sowie die Verwendung der Begriffe „Erinnern“ und „Vergessen“. Dabei weist er darauf hin, daß die Bewertung der Vergangenheit prägenden Einflüssen unterliegt, die eine objektive Wahrnehmung verhindern. Das „Erinnern“ sei grundlegend für die Ausbildung und die Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern. Die Untersuchung der historisch-strukturellen Bedingungen mache deutlich, daß die Krise des Erinnerns nicht die unmittelbare Folge der Transformationskrise oder ein Produkt spezifischer Mentalitäten sei, sondern eine Art Verlängerung der kommunistischen Erfahrung.

Der zweite Abschnitt gibt eine Darstellung der strukturellen Voraussetzungen für die Vergangenheitsbewältigung in den postkommunistischen Reformländern. Als Grundlage dienen dabei die wichtigsten Strukturmerkmale der sozialistischen Gesellschaft. Hierbei zeigt sich, daß die Suche nach partikularen Identitäten, wie Nationalismus oder Religion, nicht dem Bedürfnis nach Identifikation gerecht wird, sondern dem Streben nach rückläufiger Modernisierung entspricht. Als Folge von Mangelwirtschaft und Monopolisierung der Öffentlichkeit kam es zu einer Familialisierung der gesellschaftlichen Beziehungen, d. h. zum Zerfall der Gesellschaft in informelle Netzwerke, die eine auf die Allgemeinheit ausgerichtete Moral unterminierte und zu einer Integrations- und Verständigungskrise führte. Zugleich lebte eine Reihe von jahrhundertealten Traditionen fort, die heute ein Hindernis für die Transformation darstellen. Zu Recht stellt R. fest, daß es zwischen der nach der Umwälzung notwendig gewordenen Neuorientierung und dem noch „im Alten verhafteten Bewußtsein“ eine Differenz gibt.

Der dritte Abschnitt thematisiert schließlich anhand der empirischen Befunde die Folgen für eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Vertreter verschiedener Altersstufen wurden nach der Bewertung der historischen Erfahrung mit dem Kommunismus und dem Systemwandel befragt. Hierbei wird deutlich, daß es nicht selten an kritischer Distanz zum alten Regime fehlt und daß „Nostalgie und Amnesie“ anzutreffen sind. Zugleich findet sich aber auch der Wunsch nach einem völligen Bruch mit der unmittelbaren Vergangenheit. Der Wunsch, einen Schlußstrich zu ziehen, oder aber die Sehnsucht nach der ‚guten alten‘ vorkommunistischen Zeit überwiegen das Bedürfnis nach Aufarbeitung der Vergangenheit.

Mannheim

Andreas Reich

Bohemia in History, Ed. by Mikuláš Teich. Cambridge University Press 1998. XIV, 389 S., 14 Abb., 7 Ktn., 13 Tab.

In seinem Überblick „Die tschechische Historiographie in den neunziger Jahren“ hat der Direktor des Historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, Jaroslav Pánek, unlängst darauf verwiesen, daß die historische Wissenschaft seines Landes im vergangenen Jahrzehnt vor der Aufgabe gestanden habe, „drei Strömungen, drei Personengruppen“ zu verbinden, die „nahezu isoliert voneinander existiert hatten“. Er nennt erstens „Forscher, die in kommunistischer Zeit an den Universitäten, in Akademieinstituten, Archiven und Museen gearbeitet hatten“, zweitens „ehemalige Dissidenten, die entweder inhaftiert waren oder nur manuell arbeiten durften“, und drittens „Historiker, die gleich nach dem 21. August 1968 oder kurz danach ins Ausland gegangen waren und dort teilweise auf wissenschaftlichem Gebiet aktiv sein konnten“ (Österreichische Osthefte 41 [1999], S. 5–23). Daß die Überwindung der von Pánek knapp umrissenen Spaltung der tschechischen Geschichtsschreibung in offizielle und unabhängige (Dissens und Exil) historiographische Milieus nicht in jedem Falle von Prager Instituten ausgehen mußte, wird durch den hier zu besprechenden Band belegt, in dem Historiker aller drei Gruppen vereinigt sind.

Wie der Hrsg. – selbst 1968 durch „virtually enforced emigration“ zum Exilhistoriker geworden – in seiner knappen Einleitung berichtet, geht der Ausgangspunkt für diese Sammlung von 18 Beiträgen zur tschechischen Geschichte in den Dezember 1989 zurück. Damals waren ihm wie später auch seiner Frau, der Wirtschaftshistorikerin Alice Teichová, Briefe zugegangen, mit denen sich ihre ehemaligen Arbeitsstellen von Prag aus um Entschuldigung bemühten. In bewußter Erinnerung an die Reformjahre entstand dann während der Umbruchmonate der Plan einer Art Bestandsaufnahme, die den aktuellen Stand in ähnlicher Form zusammenfassend darbieten sollte, wie das einst mit dem 1968 von František Graus im Parteiverlag Svoboda herausgegeben Essayband „*Naše živá a mrtvá minulost*“ (Unsere lebendige und tote Vergangenheit) intendiert gewesen war. Koordiniert in Cambridge und mit großer zeitlicher Verzögerung ist schließlich ein bemerkenswertes Buch entstanden, das sein um Jahrzehnte älteres Vorbild nicht nur in Umfang und Aufmachung, sondern auch durch die Breite der Themen, Methoden, Perspektiven und Ansätze übertrifft. Vielfach auf der Grundlage monographischer Vorarbeiten haben die insgesamt 21 Autoren zentrale Problemfelder der Geschichte der böhmischen Länder (hier „Czech“ und nicht „Bohemian lands“ genannt) bearbeitet.

Die zeitliche Spannweite der Beiträge reicht vom 9. Jh. bis 1989. Elf mehr oder weniger chronologisch aufeinander aufbauende Kapitel schlagen einen Bogen vom Aufstieg der Přemysliden bis zum Fall des Kommunismus. In diese meist „soziopolitisch“ orientierten Beiträge sind Essays eingestreut, deren Schwerpunkte sich zum einen aus einer Konzentration auf Entwicklungen von Kunst und Kultur an den Höfen von Karl IV. (František Kavka) und Rudolf II. (Josef Válka) ergibt, zum anderen aus der Thematisierung von Problemen im Bereich von Wissenschaft und Bildung, festgemacht an der Universitätsgeschichte im 19. Jh. (Jan Havránek) oder dem bis 1939 verfolgten Phänomen tschechisch-deutscher Bilingualität (Irena Seidlerová). Das in den böhmischen Ländern oft schwer übersehbare Feld nationaler Beziehungsgeflechte wird in drei Beiträgen betreten, die nach Milan Otáhal's Ausführungen über die „Tschechoslowakei hinter dem Eisernen Vorhang“ ein wenig wie angehängt wirken. Jan Křen verfolgt Identitätswandlungen bei den „Deutschen in Böhmen und Mähren“ im 19. und 20. Jh. Zeitlich viel weiter zurück geht Helena Krejčová in ihren Darlegungen über Tschechen und Juden, deren Verhältnis sie bis 1945 darstellt. Das Schwergewicht liegt gleichwohl auch hier in der Zeit der Moderne. Ganz am Ende des Bandes findet sich in den Erwägungen des slowakischen Historikers Dušan Kováč über Tschechen und Slowaken in der neuzeitlichen Geschichte die These, daß die Gründung eines gemeinsamen Staates in der Situation des Jahres 1918 „die optimale Lösung für beide Nationen“ darstellte, daß das entscheidende Element ihrer „differentiations“ indes in der „historisch separaten Entwicklung“ während der Zeit davor zu finden sei.

Nicht nur die Zusammensetzung der Autorenliste, auch die Verdreifachung der Dedikation des Hrsgs. belegt die spaltungsoberwindende Intention des Unternehmens. Neben Graus, dem späteren international hochgeschätzten Exilhistoriker, hat Teich zwei inzwischen verstorbene Mitarbeiter an dem Band in seine Widmung einbezogen: Josef Macek, der bis 1969 Direktor des historischen Akademieinstitutes war und anschließend außerhalb der offiziellen tschechoslowakischen Historiographie stand, sowie Otto Urban, dessen Wirken als Professor an der Philosophischen Fakultät der Prager Karls-Universität Generationen von Studenten zu würdigen wissen.

Im Klappentext wird der Leser auf die Einzigartigkeit des Buches im englischen Sprachraum verwiesen. Es bietet dem Nichttschechischkundigen – nicht zuletzt erleichtert durch das Register – in der Tat die Möglichkeit einer schnellen Information über Grundprobleme der Geschichte Böhmens und Mährens. Man darf gespannt sein, ob der Band auf die Geschichtskultur des heutigen Tschechien eine ähnliche Wirkung ent-

fallen kann, wie das den Autoren von „Naše živá a mrtvá minulost“ vor drei Dezennien gelang.

Leipzig

Frank Hadler

Elisabeth Bakke: Doomed to Failure? The Czechoslovak Nation Project and the Slovak Autonomist Reaction, 1918–1938. Verlag University of Oslo, Faculty of Social Science. Oslo 1998. 556 S., 8 Tab.

Eines der wohl interessantesten Bücher über die Erste Tschechoslowakische Republik gilt es vorzustellen, und es sei schon eingangs gesagt, daß die Lektüre sich lohnt. In ihrer Dissertation geht Elisabeth Bakke der Frage nach, warum der nationale Konflikt zwischen Tschechen und Slowaken (bzw. zwischen tschechischen und slowakischen Zentralisten und slowakischen Autonomisten) in den 1920/1930er Jahren zunahm und warum das tschechoslowakische Nationsprojekt schließlich scheiterte.

Ihre Untersuchung ist als Fallstudie angelegt, die sich methodisch der Nations- bzw. Nationalismusforschung sowie Modellen der Regelung von nationalen Konflikten verbunden sieht. Ihr Fokus liegt dabei auf dem Diskurs der Eliten als Akteuren der nationalen Auseinandersetzung. Schon dieses Vorhaben ist weit gespannt, die dazu einschlägigen Quellen sind äußerst vielfältig. Daher sind die Begrenzungen, welche die norwegische Politologin vornimmt, unerlässlich: Unberücksichtigt bleiben die nationalen Minderheiten, außenpolitische Zusammenhänge und die Ebene der Massen. Dies mag der gängigen Herangehensweise widersprechen, für die Behandlung des Themas ist es eine Befreiung.

Die Analyse beginnt mit der Frage, wer den Tschechoslowakismus formuliert hat, d.h. mit einer Analyse der tschechischen und slowakischen politischen Elite. Daran schließt sich eine Untersuchung des offiziellen Tschechoslowakismus an, wie er sich in Verfassung, Statistiken und Schulbüchern präsentierte, d.h. die Beantwortung der Frage, was diese Ideologie beinhaltete. Im weiteren Verlauf werden dann Elemente behandelt – z.B. in der Geschichtsinterpretation –, die der Durchsetzung der Staatsideologie entgegenwirkten. Während in den genannten Bereichen zumeist um die symbolische Repräsentation gestritten wurde, befassen sich drei weitere Kapitel mit der Ebene der praktischen Politik, wobei sich die Autorin auf Kultur- und Wirtschaftspolitik sowie Verwaltungsfragen konzentriert.

Zusammengefaßt kommt B. für den empirischen Teil ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, daß die Regierung in den konkreten Politikfeldern eher auf eine Befriedigung der Forderungen denn auf Repression ausgerichtet gewesen sei. Anders habe es sich mit den symbolischen Forderungen verhalten, da die Anerkennung als eigenständiger slowakischer Nation dem Tschechoslowakismus grundsätzlich widersprochen hätte. Für das Scheitern der tschechoslowakischen Staatsideologie macht die Autorin inhärente Schwächen des Konzepts verantwortlich, vor allem den konkurrierenden Zugriff auf Konstruktionselemente wie Sprache und Vergangenheitsinterpretation von Zentralisten und Autonomisten sowie jene tschechische Befangenheit, die sich nach Ansicht der Autorin darin äußerte, daß Unterschiede auf die Isolation der Slowaken von positivem tschechischen Einfluß oder auf die schädlichen Auswirkungen der Magyarisierung zurückgeführt wurden, was in der Konsequenz zu einer erheblichen Vergrößerung der Konfliktpotentials geführt habe.

B. geht aber in ihren Schlußfolgerungen noch weiter: Auch wenn der Tschechoslowakei eine längere Periode ruhiger Entwicklung vergönnt gewesen und die Minderheitenproblematik nicht brennend geworden wäre, sieht sie dennoch den Erfolg des Tschechoslowakismus keinesfalls als gegeben an. Die Probleme, die bei der Konstruktion von Nationen auftreten, seien vielmehr grundsätzlicher Natur: Zum einen seien jene